



Heidelberg.

Nicht nur unter den Menschen, auch unter den Städten gibt es Ideale; glückliche Gestalten, welche die Lieblinge Aller sind, und zu ihnen zählt das schöne Heidelberg. Heiter und hell zieht es sich längs des Flusses hin; feinblaue Töne beschatten die Berge, die uns umgeben, überall rauschende Wellen, würzige Luft und fröhliche Menschen. Dieß Gepräge, in dem sich geistiges Schaffen und heiterer Genuß unablässig durchdringt, ist jetzt so tief mit dem Namen der Stadt verknüpft, daß wir uns kaum mehr denken können, durch welche

Schmach und Schmerzen sie gegangen ist, eh' solche Tage ihr beschieden waren. — Schon zur Römerzeit wurden die Höhen über dem Neckar besetzt, dann trugen sie die Burg, welche die Bischöfe von Worms hier bauten. Es waren rauhe, einsame Zinnen, die bald der, bald jener Ritter zu Lehen empfing, bis endlich der Staufe Konrad die kleine Stadt begründete, die Stadt der Pfalzgrafen bei Rhein. Ihre Anfänge waren mühevoll und hart; alle Elemente hatten sich wider sie verschworen, und dennoch war ihre Lebenskraft unverwundlich; aus der Asche, die sie verzehrt, aus den Fluthen, die sie bedeckt, stieg sie mit neuem Glanze empor — und waffnete sich mit jener Waffe, die allein das Mißgeschick überwindet: mit geistiger Kraft.

Die hohe Schule zu Heidelberg, die 1386 vom Pfalzgrafen Rupprecht begründet ward, zählt zu den frühesten unseres Vaterlandes und gab alsbald der ganzen Stadt ein eigenartiges Gepräge. Nicht nur der Glanz eines fürstlichen Hofes, nicht nur die unerreichte Schönheit der Umgebung war nunmehr ihr Stolz, sondern im Vollgefühl geistiger Bedeutung erhob sie das Haupt — sie war die Minerva geworden unter all' den Städten, die die breite Ebene zu beiden Seiten des Rheines schmüden. In ihrem Herzen pochte der große Gedanke, der einst das Lösungswort für die Jahrhunderte werden sollte: Wissen ist Macht. Und fürwahr, eine mächtige, freundige Zeit begann; siegreich hatte der



Heidelberger Schloß. Der gesprengte Thurm.

ging auch das Glück und der Friede der schönen Grafenstadt zur Reige. Zuerst kam der düstere Tilly vor ihre Mauern, ein Mönch in Soldatengewand. Unerbittlich sandte er seine Boten in jede Stadt, vor die er zog, und forderte die Unterwerfung; wenn sie sich dessen weigerte, so hatte er Feuer und Schwert. Auch Heidelberg erfuhr solche Mahnung, es ward belagert, erfürmt, verbrannt, die geistigen Schätze aber, die herrliche Palatinische Bibliothek, schenkte Tilly und Churfürst Max dem heiligen Vater, der diese Perlen deutscher Geistesarbeit hinwegnahm in seinen stolzen Vatikan. Nach Tilly kamen die Schweden und nach den Schweden wieder die Kaiserlichen, jeder von Rache glühend; Feuer und Schwert war die Lojung der Zeit.

Aber das schlimmste von allem Leid, das über die Stadt erging, kam aus den Händen jenes Wütherichs, der sich den allerschlimmsten König nannte und der den Rhein nicht bloß erobert und verwüstet, sondern der ihn geschändet hat!

Churfürst Friedrich all' seine Gegner übermannt, im hohen Schlosse sah man die edelsten Gäste und auf der hohen Schule die edelsten Männer der Zeit; Ruhm und Reichthum, Schönheit und Frohsinn, Alles hatte sich zum Schmuck dieses Lebens verbunden. Heidelberg war die Perle der deutschen Städte geworden und leuchtend stand es unter dem Banner der Gedankenfreiheit. — Allein nur eine kurze Weile, so ward dieß Banner zur Kriegstandarte und dreißig Jahre lang ward um dasselbe gekämpft, um jeden Preis wollte man es den Deutschen aus den Händen winden.

Eine andere Zeit begann: die Geister schieden sich, die Heere traten sich gegenüber, der größte, schauerlichste Krieg, den je die Welt gesehen, war entflammt. Nun



Pilger auf den Schloßberg.

Wir wollen wahrlich nicht bestehende Gegenätze schärfen und ehren die Tapferkeit auch am Feinde, aber trotz alledem — an die Raubzüge Ludwig des XIV. kann kein Deutscher denken, ohne daß ihm der Zorn in die Wangen schießt. Und Frankreich fühlt das selbst. Es wird ein Jahrtausend vergehen, sagt Victor Hugo in seinen Briefen vom Rhein, bevor man in Deutschland dieß vergessen wird; „der Pfälzer-Krieg ist der Schandfleck auf dem Namen Turenne.“ Aber Turenne war nur einer, es gab noch Melac, es gab de Vorges, Männer, die die Geschichte nicht nehmen kann, ohne daß sich der Fluch von Tausenden an ihre Fersen heftet! Armes Heidelberg! was es in jenen Jahren von 1674—1693 erlitten, das erlitt keine andere deutsche Stadt — verfolgte Blätter mit Blut beschrieben, mit dem Bild von Ruinen, das ist ihre Geschichte in jenen Tagen.

Der Wunderbau des Schloßes zerbricht, mit Pulver wurde gesprengt, was die Kugeln nicht zertrümmert hatten, Henker und Söldner schlugen das alte stolze Wappen von Wittelsbach entzwei, man riß die Säрге auf und streute den Staub der Fürsten in die Lüfte. Es war kein Jammer mehr, es war Verzweiflung, die alle Gemüther durchwühlte! Im Uebermaß der geschehenen Schmach fordert der Churfürst den Marschall zum Zweikampf, aber der Marschall dankt und die Flammen züngeln weiter durch unser deutsches Land! Unterdessen ist Paris mit Freudenfeuern beleuchtet, der König läßt in Notre-dame ein Te-deum singen, um die Einnahme der Stadt zu feiern, und im Kreise geistlicher Würdenträger und frömmelnder Maitresses dankt er Gott für seinen Segen! Das arme Land am Rheine lag verwüftet, verblutet, verloren unter diesem — Segen, unter dieser Größe des großen Louis Quatorze!

Das folgende Jahrhundert ging trotz der weltgeschichtlichen Kriege, die es erfüllten, still und müde an Heidelberg vorbei; immer noch widerfuhr der Stadt viel Ungemach, aber es war, wie bei Menschen, die das Schwerste, das Unfähliche erlitten und die nun stumpf über sich ergehen lassen, was weiter kommt. Ihre Blüthe, ihr Glanz war gebrochen, sie war kein Preis mehr für den Ehrgeiz des Kampfes und kein Boden mehr für den ehernen Schritt der Geschichte. —

Erst mit dem Beginne unserer Zeit erwachte die Stadt aus jener tiefen Erschöpfung, aus der Ohnmacht, in der sie gelegen, ihre Züge gewannen neuen Lebenszauber, die Kraft, in der sie sich verjüngte, war wieder — die



Vom Heidelberger Schloß. (Eriedrichsbau.)

selber fragen will, was uns denn eigentlich an dieselbe fesselt. Heidelberg selber hat nichts, was man im täglichen Sinne „Sehenswürdigkeiten“ nennt, die Zahl seiner Bewohner ist mäßig, und das Leben einfach ohne zerstreute Vergnügung. Aber mehr als tausend Paläste mit all' ihren Schätzen zieht dieß verwaiste Schloß mit seinen Trümmern uns an, man kommt nicht fort aus diesem Labyrinth, wo alle Pfade mit wilden Beilichen und alle Mauern mit großen Erinnerungen erfüllt sind. Und die düstenden Wälder ringsum mit ihren verworrenen Pfaden, auf welche die Sonne grünes Gefunkel streut, wer kann sich ihrem Duft, ihrer Frische, dem lockenden Geheimniß entziehen, das zwitschernd von allen Bäumen herunterklingt? Da liegt in kühlem Schatten ein kleiner Teich, wo die rauschenden Bäche ruhen, bevor sie thalabwärts strömen; Wolfsbrunnen nennt man die Stätte, denn hier ward die Wahrsagerin Jetta, die auf dem nahen Büchel wohnte, von einem Wolfe zerrissen; dort liegt das Teufelsloch und drüben der Königsstuhl, und wo der Wald sich aufthut, sehen wir hier herab auf die langgestreckten wunderbaren Ruinen!

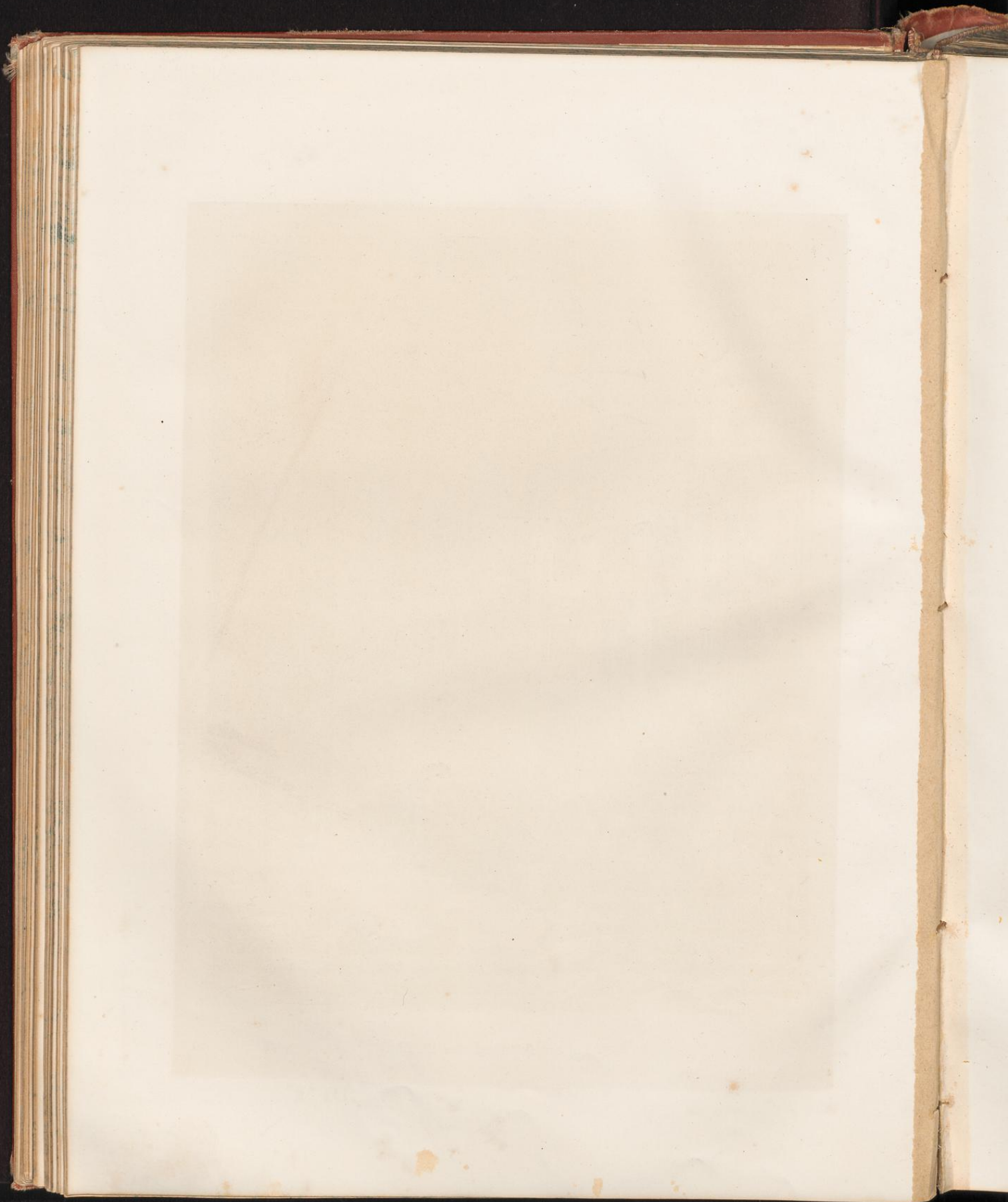
deutsche Wissenschaft. „Und neues Leben blüht aus den Ruinen“ — wenn je dieser große Trost der Weltgeschichte wahr geworden, dann hat er sich hier erfüllt; dieselbe Stadt, die allen Greuel der Verwüstung gesehen, ward eine Pflanzstätte, deren schaffender Segen sich über ganz Europa verbreitete, die größten wissenschaftlichen Thaten fanden hier ihre Wiege, die größten Namen der Wissenschaft ihre Heimath. Und so kam langsam wieder jener helle, heitere Zug in's Antlitz der Stadt, mit dem wir diese Zeilen eingeleitet, weil er heutzutage den ersten Eindruck geradezu beherrscht. Die heutige Stadt lacht uns entgegen, wie ein Mensch, der niemals eine schwere Stunde erlitt, und doch wissen wir, durch welche Schmerzen diese Schönheit hindurch gegangen. Nicht nur der Himmel, auch die Erde und die Weltgeschichte hat ihre Märtyrer, und unter diesen stillen Duldern steht Heidelberg.

Es ist seltsames Ding, wenn man jenes geheimnißvolle Etwas, welches das Wesen einer Stadt ausmacht, zergliedert und sich



CL. O. 33. X. 1

Berührung von Heidelberg. Von W. Diez.

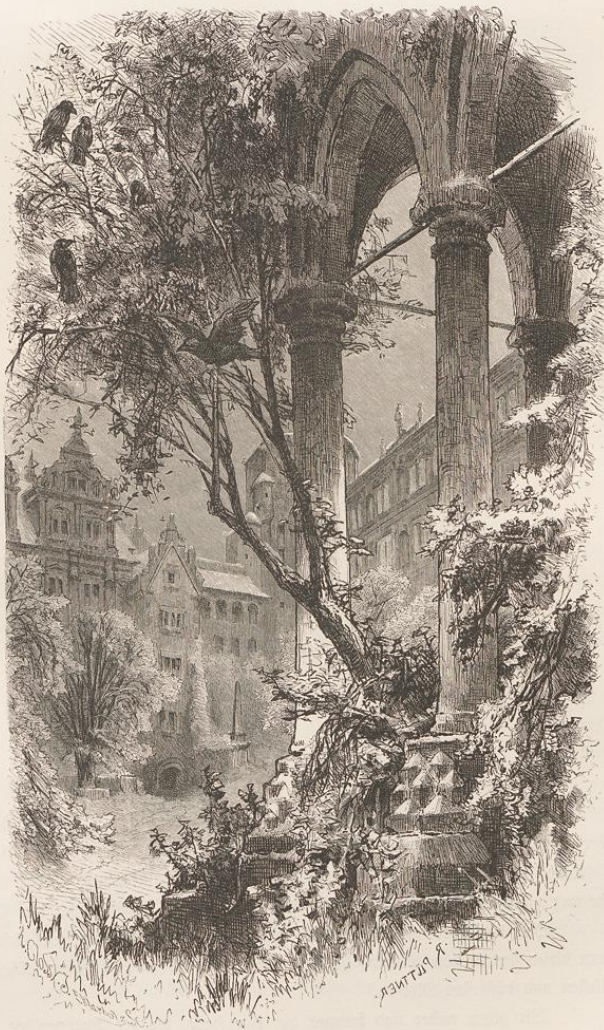


Und dann aus der grünen Wildniß zurück in die Stadt und ihr fröhliches Leben, wo sich der ganze Glanz geistiger Bedeutung und sorgloser Jugend zusammenfindet — wir fragen wieder, wer kann sich all' diesem Zauber entziehen?

Freilich ist auch hier manches anders geworden in den jüngsten Jahren, als damals, da Vater Bangerow noch in ungebeugter Majestät den Pandekten-Thron beherrschte, da Schlosser's Haus noch seine gastlichen Pforten aufschloß, und der ehrwürdige Gervinus ohne Kummer in die Zukunft sah. Das waren „unjere Zeiten“, und beim Zeus, sie waren schön!

Steigen wir nun mit Mühe an's Schloß empor, denn das ist doch immer der erste Gang für den Fremdling. Unzähligemal haben Wort und Stift sich versucht, um diese Perle deutscher Schönheit nachzubilden, und wieviel Gedanken voll Poesie wurden vor diesem Anblick wach, die nie einen Ausdruck fanden, die durch die Seele gingen, wie ein Stern, der vom Himmel in's Tiefe sinkt! So mögen Tausende hier gestanden sein, und immer noch, immer neu regt dieser Zauber an. Es ist ein wunderbares Geschick: die eigene Kraft dieser Mauern ist längst gebrochen, aber die Kraft, die sie auf die Gemüther üben, wuchs immer mehr, die konnte kein Zerstörer verwüsten. — Wie bekannt, ist das

Schloß zu Heidelberg kein Werk, das aus einer Hand und aus einer Zeit hervorging, sondern es ist ein ganzes Viertel von Palästen, in das die Gedanken dreier Jahrhunderte und das Machtgefühl langer Generationen eingeschlossen sind; es war für sich eine kleine Stadt von Schlössern und Thürmen, von Sälen und Gärten; es war ein Gegenbild der alten römischen Kaiserpaläste, nur in deutschem Geiste, in deutscher Landschaft.



Heidelberg Schloß. Blick in den Schloßhof.



Gabelberger Schloß. Partie vom Schloßhof.

Und fürwahr auch hier haben kaiserliche Hände gewaltet — und der Adler des Reichs stand über dem Portale, aber freilich keine Kaiser von jenem vollen, weichlich-wilden Klang, wie Nero und Galba, wie Heliogabalus und Caracalla, sondern eisenharte Gestalten, mit knorrig-herben Namen. Kaiser Ruprecht war der Erbauer des Flügels, der uns zuerst entgegentritt, wenn wir über Brücken und Thor hinweg den Schloßhof betreten.

Der Bau, der noch heute nach ihm benannt wird, ist übrigens keineswegs der älteste Theil des Schloßes, denn dieser stammt von Rudolph her und war schon um hundert Jahre früher vollendet; in seinen Ruinen liegen die ältesten und düstersten Mythen.

Wir gehen weiter und kommen vor eine Halle, wo der Brunnen des Schloßes steht; auch die vier granitnen Säulen hier sind ein Erbstück deutscher Kaisermacht, sie standen einst zu Ingelheim, in der Pfalz des großen Karl.

Jeder einzelne von den Palästen, an denen wir vorübergehen, hat seine eigene Geschichte, seine Schönheit und Sage, aber der herrlichste von allen ist doch jener, der nach Otto Heinrich genannt wird. Hier stehen wir vor einem der glänzendsten Meisterwerke, das die beginnende Renaissance jemals geschaffen. Auch er trägt die Wunden jener furchtbaren Kriegszeit, auch er ist Ruine geworden, aber welch' unwiderstehliche Schönheit spricht noch aus den verstümmelten, aus den erstorbenen Gliedern! Wahrlich Tausende von Prunkpalästen der Gegenwart wiegen nicht diesen einen auf, diesen Torjo eines Palastes! Man sagt, Michelangelo habe den Entwurf geschaffen und wenn auch diese Meinung der



Anoritt eines Heidelberger Corps.

geschichtlichen Gründe entbehrt — daß sie entstehen konnte, ist das vollendetste Zeugniß für die Schönheit des Werkes. — Es war die Zeit, wo die entschlafenen Kräfte des Alterthums wieder langsam lebendig wurden und alles künstlerische Schaffen durchdrangen; neben der Bibel zog man die griechischen Klassiker hervor, neben der Jugendkraft der Reformation stieg die Erinnerung an die alte unzerstörbare Schönheit der Antike auf; die Fürsten begannen sich als Olympier zu fühlen und machten die Olympier zu Genossen ihres Hauses. Dieser ganze Gedankengang, dieß Streben der Zeit prägt sich gewissermaßen aus in der Fassade dieses herrlichen Palastes, sie ist gleichsam der verfeinerte Spiegel jener glänzenden Tage. In den offenen Nischen steht die Gestalt des Herakles neben David, hier die christlichen Tugenden, dort die entthronten und nun wieder neu belebten Götter: Jupiter und Saturn, Ares und Aphrodite. Regungslos und unerschütterlich boten all' diese Bilder dem Schicksal die Stirn in jenen schrecklichen Flammentagen des Krieges — bald sank die Hand eines Helden, bald die Krone eines Königs, bald die Brust einer Göttin in Staub — Alles von Stein; — aber es liegt eine Seele in diesen zertrümmerten Steinen, daß wir noch heut den Schmerz ihrer Wunden nachempfinden. Und jetzt? Jetzt rankt der Ephau empor und deckt mitleidig mit grüner Hülle die gebrochenen Glieder und die gebrochenen Herzen. — Wozu ward all' diese Herrlichkeit geschaffen? — Zur Zerstörung!! — Wer waren die Meister, die diese wunderbaren Mauern erbaut? — Ihr Name verscholl, Niemand nennt diese Schönheit mehr sein eigen! Nur der Wind rauscht durch die offenen Thore und das Grün blüht in den Nischen, mit schwanfem Flügel huscht die Schwalbe um's Fenster Sims und droben lugen die Sterne herab in's offene Dach.

Wehmüthig stille ist das Dasein, das jetzt diese Mauern führen — leidlos und thatenlos, Alles ist hier Vergangenheit! Und die Menschen der Gegenwart gehen daran vorbei — Hunderte ohne Verstehen, bis einer kommt, der seine forschenden Blicke zurücklenkt in das Gewesene, der Andacht fühlt vor diesem Leide. Dann aber beleben sich die alten rothen Mauern vor seinem Blick; ein geheimnißvolles Treiben beginnt; man hört den ehernen Tritt der Fürsten schallen und das holde Lachen der schönen Frauen. — — — — —

Wahrhaftig, es gäbe kein Ende, wollte man all' die Gestalten wiedererwecken und alle die Schatten an's Licht ziehen, deren Name noch in diesen Räumen lebt! Jeder Winkel ist voll von Bildern, von den Königsgestalten auf der



Heidelberg.

Zinne bis herab zur Zwergengestalt, die im Keller kauert, um das große Faß zu hüten. Auch das ist ja eine der Merkwürdigkeiten von Heidelberg, die keiner zu betrachten versäumt und zu der mancher mit mehr Erhebung emporblickt, als zur zertrümmerten Pracht der Fürsten. Zweimalhundertsechszunddreißigtausend Flaschen — es ist ein überschwemmender Gedanke — aber auch das Faß ist leer, auch das Faß ist nur mehr ein Fragment aus jener Zeit, da die Fürsten mit ihren Massen prunkten, nachdem ihnen der feine, geistige Reiz des Besizes verloren gegangen war! Nicht schöner, nur größer sollte es der Kaiser bauen, als das alte, mit reicher Ornamentik geschmückte Faß im Jahre 1751 in Stücke ging und durch das gegenwärtige ersetzt ward.

Der kleine Zwerg, dessen hölzernes Bild neben dem großen Fasse steht, war einstmal's Hofnarr im Schloß zu Heidelberg, etwa zur selben Zeit, da der Preußenkönig mit seinen riesigen Grenadieren spielte; jeden Tag hatte er einen Freitrunnk von fünfzehn Flaschen und an der greisenhaften Verzerrung dieser Kindergestalt, an den Pöffen des weinerglühten Schalkes ergöhte sich die müde, überfette Zeit. „Pauvres princes d'une époque décrépite, occupés de nains et de géants et oubliant les hommes!“ — Victor Hugo hat Recht!

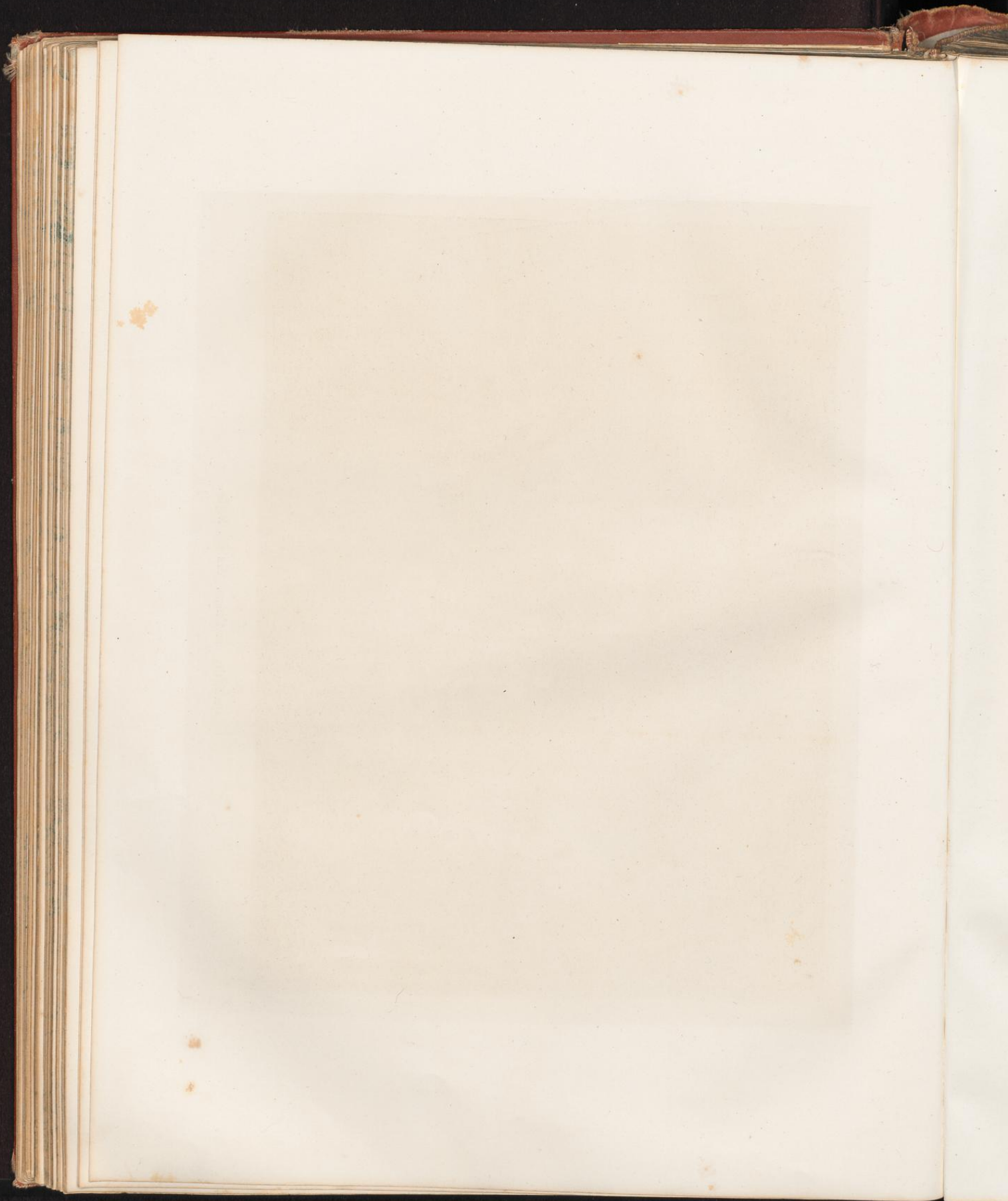
Was gab es damals nicht Alles in Heidelberg zur „Beschäftigung“! Löwenzwinger und Orangengärten, glänzende Bacchanale und blutigen Kampf, Alles, Alles, und übrig von Allem ist nichts mehr — nichts! Eine Ruine, mit grünem Ephen bedeckt, steht uns gegenüber, es sind nicht die Trümmer eines Schlosses, es sind die Trümmer einer Zeit.

Drunten aber, zu Füßen dieser steinernen Elegie rauscht das Leben der bunten Studentenstadt voll fröhlichen Klangs, voll fröhlicher Farben. Die Zeit, da Heidelberg den Pfalzgrafen bei Rhein gehörte, ist längst vorbei, denn jetzt gehört es den Studenten; nicht mehr das Schloß, sondern die hohe Schule ist heutzutage der Mittelpunkt für seinen Glanz und seine Bedeutung. In der politischen Geschichte hat Heidelberg seine Mission vollendet, in der Geistesgeschichte Europa's liegt jetzt sein Beruf.

Und so erübrigt es denn, noch in kurzen Zügen das frohe, bewegliche Bild der Studentenstadt zu zeichnen, mit Allem, was da aus- und einging „in unserem akademischen Taubenschlage“. Steht's mir ja doch wie heute vor



Gesellschaft am Hecken. Von Th. Schütz.





Bei Mannheim.

der Seele, der Abschied von Hause, wie die Banknoten sorglich gezählt auf dem Tische lagen und der Reisepaß und all' die guten Lehren, dann die lange Fahrt mit ihren wechselnden Gestalten und das klopfende Herz, als der Schaffner auf das Trittbrett stieg: „Meine Herren, die Billeten nach Heidelberg!“

Nicht ohne ein Gefühl der Ehrfurcht stieg ich an diesem Orte der Museu aus. Es bleibt doch immer ein interessanter Gang, wenn der Fremdling nun den ersten Weg vom Bahnhof in die Stadt macht; unser Geist ist ein unbeschriebenes Blatt in solcher Stunde, auf das sich mit skizzenhafter Geschwindigkeit die ersten Eindrücke fixiren, die dann erst langsam berichtigt und vervollständigt werden. Ueberall in den Straßen herrscht rheinisches Leben. Man sieht Leute, die gewohnt sind, ihre Angelegenheiten unter der offenen Thür zu verhandeln, Mädchen mit flinkem Schritt und lebendigen Augen, Buben, die sich balgend vorüberdrängen; „Krieger“ in blauen Blousen bevölkern die Gassen, und Fiaker mit kanonengestiefelten Studenten rasseln vorbei. Dann und wann eine Gestalt, von der man sieht: das muß ein Professor sein.

Wenn man Heidelberg mit anderen süddeutschen Orten, vor Allem mit München vergleicht, dann kann man erstaunen, daß sich zwei Städte geographisch so nahe und culturgeschichtlich so ferne stehen, denn der Gegensatz zwischen dem alten bayerischen und dem rheinisch-pfälzischen Wesen liegt mindestens dreimal so weit auseinander, als diese beiden Länder des Reiches.

Wer am Bahnhof in Heidelberg einen Packträger mietet, der könnte meinen, daß die Packträger dort sehr ästhetisch und alle auf die Universität gegangen sind; sie sprechen von Bunsen und von dem seligen Bangerow wie von ihren guten Freunden. So drängt sich allmählig nach dem generellen Eindruck der speciellen Charakter der Stadt an der Oberfläche, der natürlich ganz im Universitätsleben wurzelt. Er bekundet sich nicht blos in der Popularität der Heidelberger Berühmtheiten und in der Verehrung, welche die Packträger für „ihre“ Professoren haben, sondern in hundert und tausend kleinen Einzelheiten. Er liegt vor den Schaufenstern der Läden, wo bunte Mützen und Bänder prangen, in den Buchhandlungen, in den Kneipen, in dem Molossus, der gravitatisch hinter dem Saxoborussen tragt. — Was die Studenten von Heidelberg betrifft, so zerfallen sie wie allerwärts in solche, die es sind, und in



Bei Ludwigshafen.

solche, die es heißen; aber der Gegensatz tritt hier schärfer hervor, als in großen Städten, wo der Ausprägung des studentischen Elementes die Fülle fremder Elemente im Weg steht. Zu jenen, die nur Studenten heißen, gehören die, welche ihre Zelte im Kaffeehaus aufschlagen, die öfter mit dem Pedell, als mit dem Professor in Berührung kommen und auf die Dressur ihres großen Hundes mehr Zeit verwenden, als auf ihre eigene.

Aber selbst für solche, die es redlich mit der Arbeit meinen, ist die Versuchung groß, denn wohl wenige Hochschulen bieten der frohen Lebenslust ein glänzenderes Feld. Mehr als irgendwo ist in Heidelberg das echte deutsche Studentenleben entwickelt und mehr als irgendwo lockt die schöne Umgebung hier, an hellen Sommertagen hinauszufiegen in's Freie. Vor allem sind es die beiden Städtchen Neckargemünd und Neckarsteinach, die der Wanderfahrt als Ziele winken; da liegen drunten im Fluß belebte Rähne, da perlt der Wein und von den Felsen herab schauen die Burgen mit tropigen Erinnerungen. Obwohl viel kleiner und anspruchsloser, zeigt doch das Neckarthal vielleicht am meisten innere Verwandtschaft mit dem rheinischen Leben, und der Puls, der durch dies Leben geht, ist frohsinnig. Wer kennt nicht, gleich einer schönen Sage, jene Feste, wie sie im goldenen Herbst am Neckaruser gefeiert werden, wenn auf allen Hügeln die Trauben schwellen und die Feuer blinken, wenn man auf eigenem Boden und von eigenen Reben die Ernte hält!

Auch Mannheim ist ein beliebtes Wanderziel für den Studiosus in Heidelberg, vor Allem wenn er jene Bretter liebt, die die Welt bedeuten; in langen Karawanen kommen dann die Neugierigen gezogen, so oft eine Novität auf dem Zettel prangt, viele Meilen rheinaufwärts und abwärts erschallt von solchem Ereigniß die Kunde. — Doch auch was ernste Arbeit heißt, was rastloses Schaffen leistet, mag der leichtgemuthen Studio hier lernen; denn dem Erfolg der Arbeit allein dankt Mannheim den Rang, den es unter den deutschen Städten einnimmt, der Geist der Arbeit war es, der das nahe Ludwigshafen binnen wenigen Jahrzehnten aus dem Boden herausgezaubert!

Doch wer mag an so ernste Dinge denken, so lange noch die bunte Mütze das sorgenfreie Haupt bedeckt. Wer ausfliegt, muß leichten Sinnes sein, die Zeit der Sorgen kommt schon von selber! Dann heißt es schaffen und nicht mehr genießen, immer näher rückt die schwüle Stunde des Examens; jene Stunde, wo man Brückengeld zahlen muß auf dem dornigen Wege der Wissenschaft! Leicht macht man eigentlich ein Examen nur, so lange man noch recht jung ist; denn nur da hat man die Courage, sich kurzweg zu blamiren; später merkt man, daß der alte Sokrates recht hat mit seiner

Nichtswifferei, und das erregt complicirte Gefühle. Ach, es war mir so complicirt zu Muthe, als ich die ersten Examenwissen machte! Hier und dort zog ich die Klingel, hier und dort ging die schöne Tochter des Hauses über den Gang und stillestehend warf sie einen mitleidigen Blick auf das geschmückte Opfertier — sie kannte diese Gestalten!
 — — Das sind Studententage in Heidelberg.



Heidelberger Schloß. Das große Käß.

Heidelberg selbst ist fast ein blühender Garten, aber wenn das noch nicht Genüge schafft, wer zur Natur auch noch die Kunst begehrt, dem steht nicht fern von hier ein zweiter Garten offen, dessen Ruf durch ganz Europa reicht. Wir halten in Schwefingen. — Vom Städtlein selber ist wenig zu sagen: es war vor Zeiten nur der unterthänige Anner zum fürstlichen Sommerpalast und heute ist es eben ein kleiner behäbiger Amtssitz, so laut und lebendig, wie es nun einmal im Pfälzer Blute liegt, und doch so still, wie's für ein Städtlein mit viertausend Seelen unvermeidlich scheint.

Die Hauptsache aber ist, daß von all' den zahllosen Fremden, die hierher kommen, ja doch Niemand nach dem Städtlein fragt, für sie alle ist das nur der Durchgangspunkt zum Schloß, zum Garten.

Schön, in jenem freien, zwanglosen Sinne, wie die Natur ihr Schönstes bildet, ist freilich der Anblick, den wir hier gewinnen, nicht; ja sein Werth beruht geradezu auf dem Gegentheil, d. h. auf einer eingebildeten Schönheit, auf der genauen historischen Ausprägung dessen, was zu einer bestimmten Zeit als schön gegolten. — Diese Zeit aber, von der wir sprechen, ist verkörpert in den Namen der letzten Bourbonen. Die Könige der Maintenon, der Pompadour, der Dubarry wurden das Vorbild für den Geschmack aller Fürsten; nach der gebietenden Form, die in Versailles erkand, wuchsen allenthalben die Schlösser der Großen empor. Doch nicht nur der Stein allein, der ja stumm und fühllos ist, auch die lebendige blühende Natur, die sich sträubt wider jede Gewalt von Menschenhand, ist diesem Zwang erlegen; zu den Schlössern kamen die Gärten im Stile Louis Quatorze, und ein solcher Garten liegt hier. Ein weites Gebiet von fast zweihundert Morgen ist durch seine Anlage bedeckt. Wenn man die blendendweißen

Flügel des Baues erreicht und unter dem Bogenthor durch's eiserne Gitter hindurchblickt, liegt eine Fläche vor uns, auf der keine Scholle sich über die andere hebt, die unabsehbar sich verzüngt mit ihren langen grünen Lindengängen, mit ihren rauschenden Fontainen und ihren verwitterten Statuen.

Wir treten ein und schreiten langsam weiter auf den bestessten Wegen — da sind in großem Rund gewaltige flache Blumenbeete; Tausende von duftigen Knospen zusammengedrängt auf einer Scholle, und dennoch wirkt das Ganze nur wie ein kleiner bunter Strauß auf einer riesigen Tafel. Ueber die Fluth der Bassins steigen Delphine und Drachen empor, bald aus feuchtem Gestein, bald aus dunkelfarbigem Erz, und auf dem Rücken derselben strecken sich übermüthige Amoretten. Dann verzweigt sich der Pfad nach beiden Seiten in's Grüne, rechts und links thun dichte Laubgänge sich auf; an hatten, die Zeit, die diesen Prunk begreift. All' diese Denkmale von Stein, diese Blumen, diese Rafen — sie sehen aus, als ständen sie auf einem großen, riesig ausgemessenen Grabe und darunter schlief ein hingegangenes Jahrhundert!



Allee im Schwetzingen Garten.

den hohen Bäumen, die noch wild gewachsen sind, schlingt sich der Epheu empor — es ist fast etwas Geheimnißvolles, Weltentlegenes in diesen tiefen grünen Schatten. Und auch die steinernen Bilder, die uns dort begegnen, theilen diesen Zug und gewinnen eine mystische Bedeutung. Da schaut vom hohen Felsen herab der alte Pan, in der felsigen Grotte träufelt und rauscht es, durch die Lammzweige geht ein Flüstern, fast möchte man meinen, man müßte den Laut der Syring hören, die er bläst, und die Gestalt erblicken, die er mit seinem Flötenklange lockt — es ist eine Nymphe, kaum dem Marmorbad entstiegen, das nasse Haar mit den Händen windend, die jetzt auf einmal vor uns steht.

Uner schöpft an solchen Bildern ist unser Weg durch Park und Garten. Tempel und „Ruinen“ begegnen uns, künstliche Brücken und Seen — Alles, Alles ist da und nur Eines fehlt: die Menschen, die dereinst an solchem Prunk ihre Freude



Apollotempel im Schwetzingen Garten.